

KOMMUNIKAZEE



Zeitschrift für facts & fiction

WWW.KOMMUNIKAZE.ORG

ABGABE KOSTENLOS

OKTOBER/NOVEMBER 2006

AUSGABE 21

BUM!

Die Gruselausgabe

INHALT

Ausgabe 21 / Oktober/November 2006



ab Seite 4 *DIE GRUSELAUSGABE* Seit Jahren versorgen wir Euch regelmäßig mit einer frischen Ladung *facts & fiction*, und oft geht es dabei recht vergnüglich zu. Aber jetzt werden andere Seiten aufgezogen! Dieses Mal wird's schrecklich, grausig und finster: Unsere Autoren ziehen die Samthandschuhe aus und nehmen Euch mit in den Keller. Und wenn auch manches, was Ihr dort zu sehen bekommen werdet, sich zunächst noch recht harmlos anlässt, so dürft Ihr doch eines nicht vergessen: Gruseln kann man sich manchmal auch am helllichten Tag...

Seite 4 *DU SOLLST AUS BÖSEM GUTES MACHEN* von Anna Groß

Seite 6 *STEFFI SCHNIEF* von Volker Arnke

Seite 9 *DIE FRAU MIT DEN KOMISCHEN TRÄUMEN II* von Anna Groß

Seite 10 *ERSCHRECKENDES* von Tobias Nehren

Seite 13 *UNIVERSITÄTSBIBLIOTHEK* von Stefan Berendes

Seite 14 *GEISTERBAHNENBAUER* von Jan Kalbhenn

Seite 16 *GRUSEL-KÖRPERFRESSER* von Anna Groß

Seite 18 *UND WENN ICH EINFACH NUR HIER HINTEN SITZE?*

von Darren Grundorf und Stefan Berendes

Seite 22 *KIM JONG-IL* von Finn Kirchner

Seite 24 *LE MALPENSANT* von Sven Kosack



Seite 26 Schon aus Prinzip schwimmt *Team Kommunikaze* mithin gegen den Strom. Während also alles nach Globalisierung und Internationalisierung schreit, reist ein Filmteam, dem unter Anderem die Kollegen **Paulin**, **Grundorf** und **Paulin** angehören, nach Ungarn und macht einfach mal *keinen* Film über Europa -- aber eigentlich war das ja alles ganz anders gedacht...

Seite 28 *COMIC* von Steffen Elbing

Seite 29 *EIN WIEDERSEHEN* von Marco Meng

Seite 30 *DIE LETZTE SEITE*



*Du sollst aus Bösem Gutes machen,
denn es gibt nichts, woraus man
es sonst erschaffen könnte.*

R. P. Warren

von Anna Groß

Liebe Leserinnen und Leser,

Wir sind doch nun wirklich alt genug, haben genug gesehen und gelesen und wissen, wo der Lichtschalter zu finden ist. Ich bin mir sicher: Für das, was es auf den folgenden Seiten Hanebüchenes zu lesen gibt, gibt es ganz einfache, rationale Erklärungen. Wer wird denn gleich etwas Schlimmes denken, wenn Schranktüren nächtens aufspringen, Kuscheltiere uns mit ihren Knopfaugen folgen, und sich gar am Telefon niemand meldet, sondern nur leise schnaubt? Welche nützliche Lehre können wir aus dem Schrecken ziehen? Nun gut, betrachten wir es doch mal so: Wir können zwar niemanden zwingen, uns zu lieben, aber wenigstens doch, uns zu fürchten...

Manchmal hört man es doch schon am Telefonklingeln, wer anruft, und dann möchte man schon gar nicht mehr dran gehen. Es ist ja auch eigentlich nicht für mich, und deshalb gehe ich jetzt auch nicht ran. Ich bin ja nicht ihre Sekretärin.

Ist ja nicht so, dass sie nie mal längere Zeit unterwegs gewesen wäre, und ich mach ja sonst schon alles. Es könnte genauso gut sein, dass ich auch irgendwo anders wäre, oder dass wir zusammen unterwegs wären, könnte auch sein.

In letzter Zeit waren wir wieder viel zusammen, aber meistens hier zu Hause. Es ging ihr nicht so gut, und wir haben Eis gegessen und Fernsehen geschaut. Ich hab' auch viel gekocht für uns beide. Natürlich vegetarisch für sie. Wenn wir zu zweit sind, hier drinnen, dann ist eigentlich immer alles ganz schön. Aber dieser Stress draußen, der hat sie doch verrückt gemacht.

Da wusste sie doch gar nicht mehr, was sie wollte.

Wir passen ziemlich gut zusammen. Also ich organisiere immer alles, und sie macht nichts, naja, das war so ein Witz von ihr. Wir haben wirklich gut zusammen gepasst, das haben wir beide gleich gemerkt, als sie sich das Zimmer angeschaut hat. Wussten wir beide sofort.

Nur halt diese eine Sache, das hat sie immer gestört, dass ich Fleisch esse. Das hat sie immer angeekelt, wenn ich Würstchen gebraten hab' oder so. Dabei ist

Gruselaußgabe

das doch das Natürlichste von der Welt! Das verbindet den Menschen doch mit der Kreatur.

Einmal hat sie mich auch gefragt, wie das mit denen war, die vor ihr dort gewohnt haben. Ich hab' ihr gesagt, dass man das gar nicht vergleichen kann. Mit den anderen, das war ja nur so eine Zweckgemeinschaft, aber mit ihr, das ist eine tiefergehende Bindung.

Schon komisch, dass man so perfekt harmoniert, und dann steht doch immer diese winzige Sache dazwischen.

Dass man nicht eins werden kann.

Jetzt klingelt schon wieder das Telefon. Jetzt kann ich aber wirklich nicht ran gehen, sonst verbrennt mir das Fleisch im Ofen, und das wäre wirklich eine Sünde...

Steffi Schnief

von Volker Arnke

Als an einem sonnigen Frühlingstage der adrett gekleidete, vierundvierzigjährige Baron Emsdetten in das herrschaftliche Haus der von Schniefs in Hohen-Premmen eintrat, vergnügte sich die noch wenige Lenze zählende Steffi im Garten auf ihrer Rutsche, die ihr Vater eigens für sie errichtet hatte. Emsdetten war mit den Schniefs seit alters her befreundet, hatte er doch den Sedanstag Seite an Seite mit dem Herrn des Hauses verbracht. Damals stand er noch unter der Führung des alten Schnief, heute freilich hatte Emsdetten als Dombaumeister von Schupp ein deutlich wichtigere Stellung als dieser inne. Im Gegensatz zu seiner Tochter besaß der alte Schnief ein ruhiges Gemüt. So sagte er einmal von sich, dass er jeden Tag genieße, ob er grünes oder dunkles Laub, kahle oder blühende Zweige mit sich bringe. Steffi nun aber zeigte trotz ihres noch jungen Lebens einen großen Ehrgeiz und wollte einmal hoch hinaus, sich Frau Ministerialrat oder gar Ministerialdirektor nennen dürfen. Freilich war das für die Zukunft gedacht. Jetzt genoss sie ihr kindlich unschuldiges Umhertollen des Nachmittags, wenn sie mit den Kindern der Honoratioren des Ortes – des Pastors Immermeyer und des Kantors Varnke – verkehren durfte.

„Steffi“, hörte sie plötzlich die Mutter aus dem Hause nach ihr rufen. Schnell beendete das Kind seine letzte Rutschpartie, die weiter und tiefer als sonst zu gehen schien, eilte der Frau Mama entgegen und lachte die streng dreinblicken-

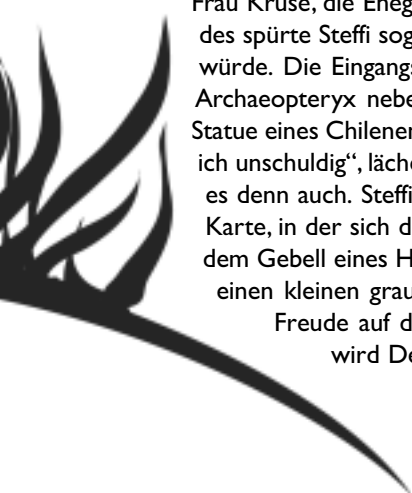
de Frau mit großen Augen an. „Ach, beeil Dich doch Mädchen. Du weißt,



dass sich der Herr Baron Emsdetten für heute angesagt hat.“ Steffi aber hatte dies fast vergessen und überspielte ihre Verlegenheit, indem sie mit kindlichem Übermut entgegnete, dass der Herr Baron als Kavalier nicht überpünktlich sein dürfe, was dieser in der Tat war. Die Mutter sah ihr darauf mit aller elterlichen Güte ins Gesicht und sprach: „Ach Steffi, mein gutes Kind. Der Herr Baron hat eben bei Deinem Vater und mir um Deine Hand angehalten, und wenn meine Steffi nicht dumm ist, wird sie ja sagen. Du weißt, dass der Herr Baron eine große Karriere vor sich hat.“ Steffi aber traf es wie der Schlag. Mit solch einer frühen Fügung hatte sie nicht gerechnet. Sie sagte artig ja und feierte ihre Verlobung auch gleich mit den inzwischen eingetroffenen Freundinnen, der Immermeyer und den Vierlingen aus dem Hause Varnke, herumtollend im Garten. Sie war so glücklich, bald eine Frau Dombaumeisterin zu sein, dass sie sich kaum über den Verlust eines ihrer weißen Sommerschühchen betrübte, den sie beim versehentlichen Ausgleiten in den an das Anwesen grenzenden See verlor, ihn treiben, schließlich untergehen und langsam verschwinden sah.

Rasch waren Polterabend und Hochzeit auf dem elterlichen Gut gefeiert, und da Emsdetten keine Zeit für eine angemessene Hochzeitsreise hatte - diese sollte alsbald nachgeholt werden - brach man sogleich in den mecklenburgischen Küstenort Schuppin auf. Am Bahnhof des nächst größeren Ortes wollte man des schönen Wetters wegen im offenen Wagen das letzte Stück des Weges gen Schuppin zurücklegen. Steffi gefielen die frühherbstliche Landschaft, das kleine in der Ferne liegende Wäldchen, das, wie Emsdetten berichtete, von den Einheimischen die Platane genannt wurde, und die Sanddünen, die das dahinter sich verbergende Meer vermuten ließen. Trotz der Sonnenstrahlen und der Plaids, die Steffi wärmten, erfasste sie dennoch hin und wieder ein Kälteschauer. Ein besonders heftiger aber durchfuhr sie, als ihre Augen in einiger Entfernung einen kleinen Hügel erspähten, auf dem ein Grabstein zu sehen war. „Eert“, sprach Steffi da zu Emsdetten, „was ist das für ein eigentümlicher Hügel dort am Wegesrand?“ Der Dombaumeister ließ den Wagen auf Höhe des Grabes halten und stieg mit seiner jungen Frau aus der Kutsche. „Hier, meine liebe Steffi, liegt nun unser Chilene. Er ist vor vielen Jahren in Schuppin gestorben. Auf dem Friedhof konnte er jedoch nicht beerdigt werden, da es die Gemeinde nicht zuließ. Es wird sich so einiges über ihn erzählt.“ „Ja, was sagt man denn so über ihn, Eert?“, fragte Steffi ängstlich. „Du brauchst Dich nicht zu fürchten. Jetzt wollen wir rasch nach Haus, um uns aufzuwärmen.“

Schuppin war trotz seiner dreitausend Seelen kein Ort, an dem viel Zeitvertreib zu finden war. Das zeigte sich bereits bei der ersten Durchfahrt, und auch Emsdetten erwähnte dies. Als Umgang für Steffi empfahlen sich nur der Landwehrkommandant, der Brandmeister der Freiwilligen Feuerwehr, der Bademeister und in besonderem Maße der ansässige Hirnchirurg Dr. Giessschnübler, der wohl auch alsbald von sich hören lassen würde. Die Hausangestellten begrüßten die neue Frau Dombaumeister gebührend an der Eingangspforte des Emsdettschen Hauses. Da waren der einarmige Kutscher Heinrich, die zahnlose Jo-Anne, die aus dem irischen Limerick stammte, und die äußerst vollleibige, einbeinige und offensichtlich stumme Frau Kruse, die Ehegattin des Kutschers und Köchin des Hauses. Beim Betreten des Gebäudes spürte Steffi sogleich ein eigentümlich einschnürendes Gefühl, als ob ihr die Luft dünner würde. Die Eingangshalle hing voll allerlei exotischer Objekte, da waren ein ausgestopfter Archaeopteryx neben einem Orang-Utan-Skelett, ein präparierter Wollnashornschädel, die Statue eines Chilenen und ein menschliches Hirn auf Blumen zu sehen. „An dem Hirn nun bin ich unschuldig“, lächelte Emsdetten „das wird auf Giessschnüblers Konto gehen.“ Und so war es denn auch. Steffi fand neben Hirn und Blumen eine von Giessschnübler an sie gerichtete Karte, in der sich der Chirurg für morgen Vormittag ansagte. „Ach“, sagte Emsdetten unter dem Gebell eines Hundes, „den habe ich Dir noch gar nicht vorgestellt.“ Er zeigte dabei auf einen kleinen grauen Nackthund mit dem Kopf einer Fledermaus. Steffi stürzte sich voll Freude auf die Kreatur und erblickte den Namen Bello auf seinem Halsband. „Das wird Dein Beschützer sein, wenn ich einmal nicht da bin“, grientete der Baron.



In der Nacht fiel Steffi nur schwer in Schlaf. Immer wieder geriet ihr das Chilenegrab in den Sinn. Und war nicht auch die menschliche Statue in der Eingangshalle dieses Hauses ein Chilene gewesen? Was hatte es nur damit auf sich? Aus dem Raum über ihr ertönten dazu noch seltsame Geräusche. Als ob mit Atlasschuhen, die auf Dielen schleiften, getanzt würde. Am nächsten Morgen fragte dann Steffi auch gleich beim Ankleiden das Zimmermädchen Jo-Anne, was es mit den schleifenden Geräuschen von oben auf sich habe. Das Mädchen berichtete von einem Saal, in dem früher ab und an getanzt worden sei. Steffi, die voller Neugier war, ließ sich den Raum zeigen und erschrak. Auf einem mit Spinnweben besetzten Stuhl hing an dessen Lehne das Bild eines Chilenen. „Was hat es nur mit diesem Chilenen auf sich, Jo-Anne?“ fragte die Frau Dombaumeister. Und die Dienstmagd berichtete, dass der Chilene, als er vor Jahren umgekommen sei, in diesem Haus zuletzt auf einem Ball gesehen worden war. Man habe ihn erst Tage später mit geöffnetem Schädel am Strand gefunden. Steffi gruselte es. Ein eisiger Schauer erfasste sie und schnürte ihr den Atem ab. Doch gab es kein langes Nachsinnen, denn die Türklingel erscholl und sogleich nachdem Heinrich geöffnet hatte, stand ein etwa fünfzigjähriger, weißhaariger Herr in der Eingangshalle, die nun auch Steffi betrat. Es war Giessschnübler, der offenkundig als Präsent erneut ein Hirn in der Hand hielt. „Gnä' Frau, das junge Glück! Welche Freude dem Herrn Dombaumeister durch Sie widerfahren ist, wenn ich das sagen darf.“

„Herr Doktor Giessschnübler, Sie bereiten mir eine Verlegenheit. Guten Tag. Treten Sie doch näher. Und vielen Dank für das Hirn und Ihren freundlichen Gruß, die ich gestern hier gefunden habe.“

„Wenn Sie gestatten, hier ein Weiteres. Ich möchte mir doch denken, dass die Jugend ein frisches Hirn recht gern verspeist“, entgegnete der freudestrahlende Giessschnübler.

„Gewiss, gewiss, doch darf ich Ihnen nun einen Tee anbieten, Herr Chirurg?“

Giessschnübler sagte zu und beide gesellten sich an das Tischchen im kleinen Salon, um sich bei einer Tasse Tee bekannt zu machen. Nach einiger Zeit des vergnüglichen Unterhaltens sagte dann Giessschnübler: „Doch nun liebe junge Frau müssen wir zum Ende kommen. Ich muss neue Hirne zubereiten. Sie verstehen.“

„Natürlich mein Bester.“, erwiderte Steffi und wollte Giessschnübler schon zur Tür begleiten, als dieser ein großes Käsebeil unter seinem Gehrock hervor holte.

„Aber Giessschnübler, was haben Sie vor?“

„Nun liebste Steffi, verzeihen Sie, doch was glauben Sie, woher all die Leckereien stammen?“

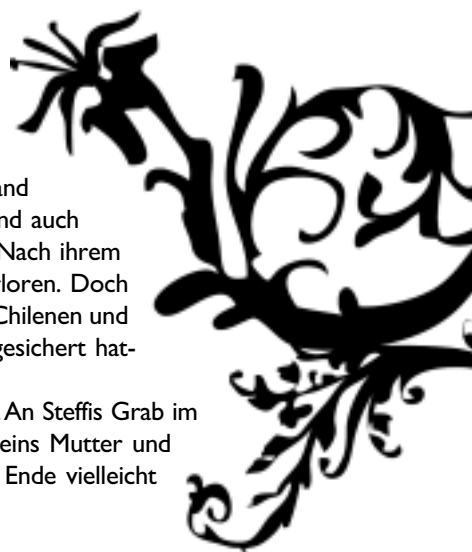
Plötzlich öffnete sich die Tür zum Flur und herein trat ein Chilene.

Steffi schrie vor Entsetzen. „Das ist der Chilene! Aber er ist doch schon tot! Doktor Giessschnübler, wie kann das sein?“

„Nun, Verehrteste, er ist ja auch tot. Zumindest besitzt er kein Hirn mehr, wie Sie hier sehen können.“ Behände hatte der Chirurg auch schon den Schädel des Chilenen geöffnet, der in der Tat eine gähnende Leere aufwies. Den Raum betraten nun, um Giessschnübler zur Hand zu gehen, die offensichtlich ebenfalls hirnlosen Hausbediensteten und auch der Dombaumeister selbst. Steffi aber war nicht mehr bei Sinnen. Nach ihrem Bewusstsein hatte sie wenige Minuten später ebenfalls ihr Hirn verloren. Doch glückte die Operation nicht in dem Maße, wie Jahre zuvor bei dem Chilenen und bei all den anderen Schuppinern, die die Existenz Giessschnüblers gesichert hatten. Steffi verschied.

In Hohen-Premmen sprach man nicht viel über den verfrühten Tod. An Steffis Grab im elterlichen Gutshofe standen bald nach der Einsetzung des Grabsteins Mutter und Vater beieinander: „Ob wir nicht schuld sind, Schnief? Sie war am Ende vielleicht doch zu jung.“

Darauf sprach der Alte: „Das sicher nicht, liebe Liese.“



Die Frau mit den komischen Träumen 2

von Anna Groß

Ich hörte mittags nach der Schule die Nachrichten im Radio. Und dann musste ich weinen, als ich in den Keller ging, um die abgesägte Schrotflinte zu holen. Ich rief die Katze ins Haus und drückte ihr widerstrebendes, staubiges Köpfchen an meine nassen Wangen. Dann kommt die Schwester und schließt die Haustür auf, und ihr fragender Blick lässt meinen Arm zittern. Aber den Abzug, den drücke ich. Glaub mir, es ist besser so. Ich weiß, es ist besser so. Und die Katze will nur weg, weil sie genau weiß, aber was weiß sie denn? Gar nicht kannst du fliehen. Es ist schon lange da. Und sie zerspringt in tausend Teile, und der ungläubige Blick der Schwester rutscht an der Wand herunter.

Ich übergebe mich in den Flur. Ist es das jetzt schon?

Und wir müssen nicht mehr warten, bis uns die Zähne ausfallen und die Haare, und wir unsere Eingeweide auskotzen, weil sie von der Strahlung zerfressen sind, oder uns Aufräumer in Schutzanzügen beseitigen. Stecke ich mir den kühlen, metallisch schmeckenden Lauf in den Mund und drücke ab.



Erschreckendes...

von Tobias Nehren

Erschreckendes ereignete sich in den Julitagen des Jahres 2006. Das große Fußballturnier war gerade vorüber und hatte das Land in einen nie erlebten Rausch geführt, einen Taumel der Gefühle. Viele weniger euphorisierte Beobachter hatten das Treiben der Fans, die sich lautstark feierend durch deutsche Straßen bewegten, mit kritischen, ja teilweise angeekelten, Blicken verfolgt. Aber was sich in diesen Tagen kurz nach der Fußballweltmeisterschaft auf einem Festplatz mitten in Nordrhein Westfalen zutrug, dass bedarf einer kritischen Nachbetrachtung. Schon allein, um es herauszuschreiben aus dem Kopf und vielleicht auch aus den Träumen des Reporters, der dieses Elend, diese Abgründe menschlichen Daseins sehen, ja erleben musste.

Man mag sich in eine Militärparade des 19. Jahrhunderts zurückversetzt fühlen: eine Menschenmenge, alkoholisiert und in feinen Zwirn gewandet, versammelt sich um eine runde Grasfläche, auf der eine Dame mittleren Alters gerade ihre Runden dreht.

Eine Einheimische, die ich mitgenommen habe, damit sie mir die Geschehnisse quasi synchron übersetzen kann, erklärt mir, dass dies die „Schützenkönigin“ des Jahres 2005 sei, die gerade mit ihren „Hofdamen“ das Volk begrüßt. Ach ja denke ich: Die „Schützenkönigin“ begrüßt also das „Volk“. In ihrem Schlepptau befinden sich ca. 10 bis 15 mehr oder weniger junge Damen in Ballkleidern. Sie wedeln dem Volk ihre in Handschuhe aus Seide, oder irgendein Stoff der wenigstens aus der Ferne aussieht wie Seide, gewandeten Hände, oder irgendetwas das zumindest aus der Ferne an Hände erinnert, entgegen.

In der Mitte der Grasfläche sitzt derweil ein Mann auf einem Ross. Er ist, so wird mir erklärt, der „Schützenkönig“, der seinen „Hofstaat“ gerade dabei beobachtet, wie er die Parade abhält. Ich frage nach, wer denn neben ihm zu Fuß und zu Ross noch so steht, weil die ca. zehn uniformierten und mit Gold und allerlei Klimbim behängten Männer eigentlich keine rechte Funktion zu haben scheinen. Außer dass sie wahnsinnig ernst gucken und eben schön in der Sonne

funkeln, mit ihren goldenen und silbernen Abzeichen. „Das sind die Minister“, wird mir übersetzt, „Ach die Minister, sind das!“ entgegne ich, mit einem an der Ernsthaftigkeit der Veranstaltung zweifelnden Unterton und bekomme die Antwort, die eher schnippisch, als rein informativ klingt: „Ja die Minister sind das, die werden vom Schützenkönig in der Hofstaat berufen und unterstützen ihn bei seiner Arbeit!“. „Klar, was sollen Minister auch sonst tun, als den



König bei seiner *Arbeit* zu unterstützen“. Ich frage nicht nach den einzelnen Ressorts der „Minister“, weil ich sonst meine Dolmetscherin verärgern könnte, was dazu führen würde, dass sie mich allein ließe auf dieser Veranstaltung. Vielleicht würde ich dann auf unverzeihliche Weise gegen das königliche Protokoll verstoßen, und der Schützenkönig würde mich dann verurteilen. Einer seiner Minister, vermutlich der Justizminister oder der Minister des Inneren, wahrscheinlich eher nicht der Minister für funkelnden Klimbim, würde dann damit beauftragt, mich zu exekutieren. Da ich das nicht so gut fände, entschieße ich mich, einen Moment den Mund zu halten.

Die nächste Stunde über passiert nicht mehr allzu viel, was man nicht auch schon bei irgendeiner Übertragung oder irgendeiner Königs oder Prinzessinnenhochzeit irgendeines europäischen Herrscherhauses gesehen hätte. Viele Menschen rennen in ihren bunten Uniformen auf dem Rasen herum und zeigen ihren funkelnden Klimbim, während die Frauen immer wieder eine Runde drehen und ihr mehr oder weniger (meistens eher weniger) vorhandenes „Perl-Weiß“ Lächeln zeigen.

Da die Veranstaltung also langweilig zu werden beginnt, denn die erste Verwunderung über die Geschehnisse hat sich gelegt und ist einer gewissen Gleichgültigkeit gewichen, kommt mir der Satz: „Die unterstützen den *König* bei seiner *Arbeit*“ wieder in den Kopf. „*Arbeit*“? hallt es in meinem Schädel wieder. Das ist ein Schützenkönig, denke ich, was soll der schon zu arbeiten haben. Ich frage also nach und meine Begleiterin antwortet mir: „Frag doch nicht so doof! Der muss viele repräsentative Aufgaben übernehmen! Über das Jahr verteilt besucht er die anderen Schützenfeste und repräsentiert den Schützenverein.“ So langsam wird mir bewusst, dass meine Begleiterin so ganz objektiv nicht zu sein scheint. Denn in ihrer Stimme liegt eine Ernsthaftigkeit, die ich nicht aufbringen könnte, wenn ich über einen Mann und seine Kumpels spreche, die sich grüne oder wahlweise blaue Jäckchen anziehen, Mützen aufsetzen, die Jugendliche als Zeichen pubertärer Rebellion vielleicht 1855 getragen haben mögen, und sich über und über mit glänzendem Gebimmel behängen, während sie über eine Rasenfläche marschieren.



Naja. Ich beschließe, dass ich von der Parade genug gesehen habe, um zu begreifen, dass man von so einer Parade immer genug gesehen hat. Das weitere Übel nimmt seinen Lauf an einem der zahlreichen Getränkestände. Zahlreich ist in diesem Zusammenhang wohl auch das falsche Wort, denn zählen könnte ich die Biertankstellen nicht. Biertankstellen ist hier allerdings die durchaus korrekte Vokabel, denn sowohl Kunde als auch Dienstleister haben sich auf Betankung, oder besser Druckbefüllung, der vom vielen Marschieren und blinkende Dinge Tragen durstig gewordenen Kehlen und Bäuche spezialisiert. Als ich ein alkoholfreies Bier bestelle, muss der Wirt augenscheinlich lange auf seiner Festplatte nach dem Wort alkoholfrei suchen, bis er es in einen Zusammenhang mit dem Wort Bier setzen kann. Verwunderung von rechts wie links erntend, wende ich mich wieder meinen Beobachtungen zu.

Der Truppenaufmarsch ist vorüber, und nun mischt sich des Königs Armee unter das gemeine Volk und versorgt sich mit allerlei Leckereien. Meine Begleiterin gesellt sich wieder zu mir und wird von einer ihrer Bekannten gefragt, ob sie auch einen „Ömmes“ wolle. Sie verneint. Ich frage: „Einen was?“ Sie: „Einen Ömmes, dass ist so ein Stück Fleisch vom Grill. Da, der Mann da isst gerade einen.“ Mit diesem Satz zeigt sie auf einen Mann, der schon aufgrund der mangelnden Uniformierung zunächst sympathisch wirkt, sich dann allerdings durch das Stück „Ömmes“ vor sich degradiert: ein etwa handflächengroßen Brocken, der wohl mal in irgend-etwas Vierbeinigem befestigt war. Auf die Nachfrage warum dieses Gebilde nun gerade „Ömmes“ hieße, weiß meine Begleiterin auch keine Antwort, nur, dass der Mensch der es verkauft auch so genannt wird. Ich erblicke ihn in seiner Grillbude in einigen Metern Entfernung und stelle mir die Frage nach dem Huhn und dem Ei: Heißt der Mensch „Ömmes“, weil er Brocken verkauft, die wie Ömmes aussehen? Oder heißen die Brocken Ömmes, weil sie von einem Menschen verkauft werden, der diesen Namen aus verständlichen Gründen trägt?

Egal, denke ich mir und wende mich wieder dem eigentlichen Geschehen zu. Dies, so soll sich aber nun herausstellen, nimmt nun endgültig eine Wendung hin zum Abgründigen: Mit jeder Minute, oder besser: mit jedem Hektoliter Gerstensaft, der von den Tankstellen in die Bäume und leider auch in die Köpfe der Leute gepumpt wird. Beginnend damit, dass ca. 400 Personen ihre Hände, passend zur Zeile des gleichnamigen Liedes, in den Himmel recken und lauthals Mitlallen. Wenig später wird dann das Gurren der Tauben aus dem Klassiker „Drei weiße Tauben“ nachgeahmt, wobei der Alkohol die phonetischen Fähigkeiten so manch menschlicher Taube schon derart degradiert hat, dass dabei eher ein Röcheln als ein gepflegtes Gurren zu vernehmen ist.

Den Beschluss, zu gehen und mir meinen letzten Glauben an den zivilisatorischen Fortschritt zu bewahren, den uns Millionen von Jahren gebracht haben sollten, treffe ich endgültig, als Folgendes passiert:

Der König betritt die Bühne. Die Haube, Mütze, Kappe oder wie auch immer der Name der Kopfbedeckung sein mag, sitzt nur mehr schief und krumm auf seinem aristokratischen Haupt, und der Schweiß hat nicht nur seine Stirn gezeichnet, sondern auch deutliche Spuren unter seinen Armen hinterlassen. Begleitet wird er von Ömmes, der seine Schürze mittlerweile abgelegt und sich stattdessen mit einem musikalischen Accessoire ausgerüstet hat, einer aufblasbaren Gitarre. Die beiden sollen nun also den Mainact, das Highlight, die Klimax dieser Festi-



vität bilden. Und das gelingt ihnen auf gewisse Weise auch, denn ihre Interpretation des Bryan Adams-Hits: *Summer of '69* ist nicht einmal mehr als Realsatire zu bezeichnen. Vielmehr hätte ich mir lieber ein Konzert der Gruppe „*Squirrel-Eating Warlords*“ angeschaut, als dies ertragen zu müssen: Der König der Schützen übernimmt irgendwann die „Luftgitarre“ seines kongenialen Duopartners „hottet“, wie er wohl sagen würde, so richtig zu dieser „geilen Scheibe“ ab, während Ömmes sich, unter dem johlenden Beifall des Publikums, seiner Kleider entledigt.

Mehr kann ich leider von dieser Veranstaltung nicht berichten, denn meine Schmerzgrenze ist an diesem Punkt weit überschritten. Ich gehe nach Hause und muss gucke noch ein paar Stunden NeunLive. Endlich normale Leute!

Universitätsbibliothek

von Stefan Berendes

Es ist ganz still hier unten. Das macht das Arbeiten leichter. Alles, was man hört, sind leise Schritte und das sporadische Rascheln von Papier. Aber selbst diese Geräusche werden durch die zahllosen Regalreihen verschluckt, Meter um Meter gesammeltes Wissen. Die Temperatur ist angenehm, ebenso wie das Licht.

Man kann überhaupt sehr gut arbeiten, hier in der Universitätsbibliothek.

Trotzdem kann ich mich heute nur schlecht konzentrieren. Es war ein langer Tag. Ich sitze hier unten im Zeitschriftenarchiv, das Semester wird bald enden. Aber es gibt ja noch Hausarbeiten und Referate. Das Übliche eben.

Ich müsste eigentlich recherchieren, aber das gelingt mir nicht so recht. Immer wenn ich gerade etwas notieren will, mich gerade in mein Material vertiefe, dann höre ich das Geräusch. Es ist nicht laut, eigentlich ist es nur ein leises Kratzen, das da aus dem Betonboden dringt. Ein lästiges Hintergrundgeräusch, das verschwindet, sobald man sich darauf zu konzentrieren versucht. Dabei rhythmisch, auf seltsame Weise rhythmisch. Muss die Heizung sein.

Ich gehe mit meinen Büchern zur Ausleihtheke, lege meinen Ausweis vor. Der Bibliothekar füllt die Verleihkarte aus und schaut mich dann mahnend an: „Aber rechtzeitig zurückbringen!“, grinst er dann. Aber ein ganz seltsames Grinsen ist das, denn es erreicht seine Augen nicht. Eigentlich bleckt er eher die Zähne. „Wer überzieht, kommt in den Keller!“ Er spricht auch die zweite Silbe sehr deutlich aus – Kell-ER.

Ich muß ihn wohl sehr skeptisch ansehen, denn er erklärt: „Alte Bunkeranlage, genau unter der Bibliothek. Sollte mal zugeschüttet werden. Aber es hat dann keiner mehr daran gedacht...“ Verstehen macht sich in mir breit, ich lache ihn an, sage: „Nein nein, ich gebe die Bücher schon rechtzeitig zurück! Um Gottes Willen! Ich will ja nicht in den Keller!“ „Nein!“, lacht er zurück, „Nein, das wollen sie ganz sicher nicht!“ Aber es ist ein ganz komisches Lachen, denn es erreicht seine Augen nicht.

Ein Kommilitone von mir hat das Studium abgebrochen. Einfach so, ohne ein Wort zu sagen. Keiner hätte es gemerkt, aber die Mahnschreiben von der Bibliothek sind ungeöffnet zurückgekommen. Und er war weg, einfach so. Wie die wohl ihre Bücher zurückgekriegt haben? Naja, so was kommt vor.

Ich gebe meine Bücher immer pünktlich zurück, oh ja! Denn ich weiß, was mit Überziehern passiert.

Man kann sie hören, wenn man genau aufpasst. Zwischen dem Umblättern, und wenn man den Stuhl rückt. Dann hört man sie. Ganz leise. Und rhythmisch, seltsam rhythmisch.

Ich leihe überhaupt nur noch selten Bücher aus. Das meiste erledige ich gleich hier, man kann ja fotokopieren.

Das Risiko ist mir zu hoch, ich will nicht dort hinunter. Zu denen.

Und außerdem kann man ja auch sehr gut arbeiten, hier in der Universitätsbibliothek.

Geisterbahnenbauer

von Jan Kalbhenn

Im Alter von fünf Tagen saß Rudolf zum ersten mal in einer Geisterbahn. Sein Urgroßvater ging mit ihm über den Rummel - er kaufte ihm eine Zuckerwatte und sie fuhren Autoscooter. Sie rammten alles, was ihnen in die Quere kam, und zum Abschluss ihres Ausflugs fuhren sie Geisterbahn. Für Rudolf war diese Fahrt sehr enttäuschend. In seinem fünftägigen Leben hatte er schon viele Enttäuschungen verkraften müssen, aber diese war auch schlimm: Rudolf hatte sich nicht geirruselt. Er beschloss, später Geisterbahnen zu bauen.

Mit fünf Jahren baute Rudolf seine erste Geisterbahn. Sein Onkel schenkte ihm Playmobil. Daraus baute er eine Geisterbahn und testete sie an seinem Hamster. Mit durchschlagendem Erfolg: Der Hamster starb an einem Herzinfarkt. Von diesem Erfolg beflügelt baute Rudolf weitere Gruselbahnen aus Knete, im Sandkasten und sonst wie.

Im Kindergarten galt er als Sonderling. Meistens kam er als Skelett und gab komische Geräusche von sich. Rudolf war das egal. Er wusste, dass er später von seinen Erfahrungen profitieren würde.

Seine schulischen Leistungen waren durch die Bank sehr gut. Es war für ihn kein Problem, den Studienplatz für Architektur an der Eliteuniversität in Freiburg zu bekommen. Während des Studiums arbeitete er allabendlich auf der großen Kirmes in Kopenhagen. Er finanzierte sein Studium als einäugiges Skelett mit drei Beinen und Perücke. Ganz nebenbei konnte er seine Erfahrungen aus dem Kindergarten vertiefen und sogenannte *Soft Skills* sammeln. Der Geisterbahnbesitzer war sehr zufrieden mit der Arbeit seines Skeletts, und er wusste, dass aus Rudolf einmal etwas werden würde.

Rudolf wurde mit dem Studium zu einer Zeit fertig, als die Lufthansa gerade Architekten für ihre Geisterbahnsparte suchte und zweiseitige Stellenanzeigen in allen wichtigen Magazinen und Zeitungen schaltete. Außer im *Focus*, den fanden alle scheiße. Rudolf bewarb sich und nach einem siebenmonatigen Accessment Center bekam er den Job prompt - er hatte gute Referenzen und sogenannte *Soft Skills*. Außerdem entsprach er der *Corporate Identity* und hatte eine gute *Work-Life Balance*.

Seine erste Geisterbahn baute er für den Freizeitpark „Tabakland“ in Bünde.

Als das Ding fertig war, kam ein Kritiker von der Stiftung Warentest zum Probefahren. Unter dem Titel „Sehr, sehr gute Geisterbahnen hier“ beurteilte der Kritiker die Arbeit von Rudolf mit dem Testurteil gut (2,1). Diese Note war bis dato noch nie an eine Geisterbahn vergeben worden. Rudolfs Geisterbahn war besser als der Cheesburger von Mc Donald's. Was niemand wusste: Rudolf hatte den Kritiker mit sämtlichen verfügbaren Drogen vollgestopft und ihm die Feder geführt – naja. Sein Aufstieg war besiegelt. Es folgten Aufträge in New York, Paris, London und Herford.

Von der Idee bis zur fertigen Geisterbahn dauerte es knapp zwei Jahre. Rudolf verbrachte diese Zeit immer vor Ort. Jede Baustelle war für ihn ein neuer Lebensabschnitt, mit neuem Haus, neuen Freunden, Frauen und Haustieren. Und neuer Unterwäsche.

Eines Tages passierte, was passieren muss, wenn ein Mensch jeden Tag ans Limit geht und ein Leben in Extremen führt: eine Geisterbahn, die er gerade in China baute, brach ihm über dem Kopf zusammen. Nicht aufgrund baulicher Unzulänglichkeiten, sondern wegen eines Erdbebens der Richterskala 12 (und da sind schon ganz andere Sachen zusammengebrochen). So endete das Leben des Mannes, der sich um die Geisterbahnbranche so verdient gemacht hat, wie kein Zweiter vor ihm.



Grusel-Körperfresser

von Anna Groß

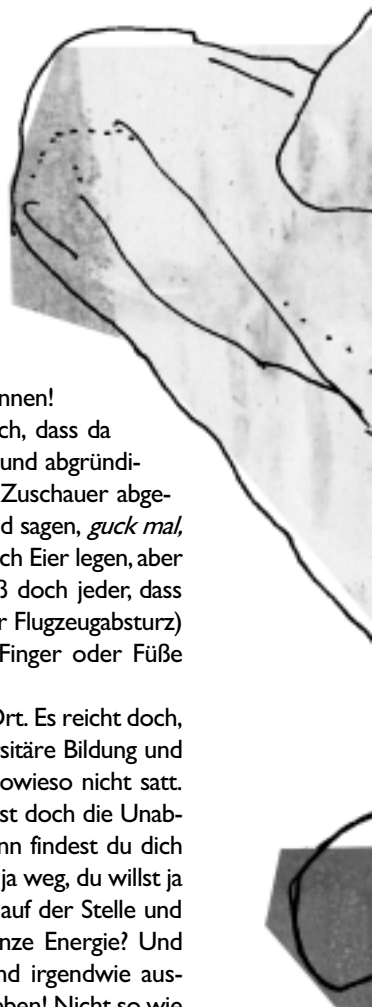
Für einen Lehrauftrag an der Universität Osnabrück bekommt man 700 bis 800 Euro pro Semester. Zum Glück sind die Dozentinnen, die uns durch unser Studium begleitet haben, alle keine Spießer, die laufende Kosten, wie für Wohnraum oder Kinder zu bezahlen haben. Das wäre nämlich schwierig, jetzt wo ihre langjährigen Arbeitsverträge in befristete Lehraufträge umgewandelt werden. Wahrscheinlich saßen sie all die Jahre doch nur auf gepackten Koffern und dachten sich, nichts wie weg aus diesem lausigen Kaff.

Aber eigenartig ist es schon, wenn nun bald jeder einzelne Student annähernd so viel Studiengebühren zahlen muss, wie eine Lehrbeauftragte gerade mal verdient... Dürfen die auch umsonst Bus fahren?

Sicher, jetzt werden viele studentische Nebenjobs frei, weil die Studenten ja eh nicht mehr gegen ihre Verschuldung anarbeiten können. So könnten uns bald die Dozentinnen in den Kneipen das Bier servieren oder telefonisch Zeitungsabos aufschwätzen. Vielleicht könnten die Studenten selbst, natürlich unbezahlt, Lehrveranstaltungen halten und sich diese als Praktika anrechnen lassen. Geld ist ja auch nicht alles. Man soll mit Herzblut dabei sein und alles aus Leidenschaft machen. Außerdem müssen alle den Gürtel enger schnallen. Bei H&M gibt es die Damenmode nun auch in den Größen 158 und 162, lustigerweise genau die Größen, die ich in den modisch gerade wiederkehrenden späten 80ern trug, also im Alter von 6 bis 10 Jahren. Ist die Frau von heute das Kind von gestern?

Wir sollten ganz schnell machen, dass wir fortkommen. Jetzt! Abhauen! Wegrennen! Denn jetzt sieht oberflächlich noch alles ganz normal aus, aber jeder weiß doch, dass da etwas ganz und gar nicht in Ordnung ist. Der Organismus hält sich auf perfide und abgründige Weise selbst am Leben. Wie ein großes Tier im Zoo, das sich auf der vom Zuschauer abgewandten Seite selbst auffrisst, während die Leute noch dastehen und glotzen und sagen, *guck mal, so'n Leben möchte ich mal haben*. Wie Hühner in der Legebatterie, die zwar noch Eier legen, aber ihren eigenen Körper schon bis auf die Knochen abgepickt haben. Dabei weiß doch jeder, dass man in Notsituationen (verhungern, erfrieren, verdursten weil verschüttet oder Flugzeugabsturz) niemals anfangen darf, seinen eigenen Urin zu trinken oder sich selbst die Finger oder Füße abzunagen.

Wir sollten ganz schnell machen, dass wir fortkommen von diesem grässlichen Ort. Es reicht doch, wenn wir später unsere eigenen Kinder fressen, ohne den Umweg über universitäre Bildung und Legebatterien. Ganz schnell fertig werden, und essen? Ach, wir werden doch sowieso nicht satt. Dieses hohle Gefühl im Inneren, diese Leere, die wächst und wächst. Aber das ist doch die Unabhängigkeit! Man kann sich doch auf nichts mehr verlassen heutzutage. Und dann findest du dich irgendwo selbst, zappelnd und zuckend und du rennst und rennst, weil du willst ja weg, du willst ja gar nicht mitmachen bei dem ganzen Scheiß und dabei trittst du bei 400 Watt auf der Stelle und die Klarheit, für einen winzigen Augenblick: irgendwas fehlt. Wo bleibt die ganze Energie? Und dann, schmutzig, klebrig und versalzen, das Gesicht im Spiegel: eingefallen und irgendwie ausdruckslos. Doch weg, weg, du willst dich ja nicht selber fressen. Du willst doch leben! Nicht so wie die anderen, gefangen in dem Hamsterrad und unterm Joch, für nichts, für einen Tritt in den Hintern. Du ja nicht. Du rennst und würdest alles tun, wie die Hunderttausend neben dir, die es für noch weniger machen würden, weil sie alle sind wie du und ich – Maschinen.







Und wenn ich einfach nur hier hinten sitze?

von Darren Grundorf & Stefan Berendes

Folge III: Erstwohnsitz Panama

Telefonieren war gestern! Heute müssen Mobiltelefone ganz andere Tricks draufhaben: im Internet surfen, Musik hören, den Flugverkehr über Paderborn-Lippstadt regeln oder wahrscheinlich sogar auf eigene Faust in achtzig Tagen die Welt im Heißluftballon umrunden.

Das muss auch *Kommikaze*-Feuilleton-Chefredakteur Darren Grundorf feststellen, dessen Telefon (kann telefonieren und SMS verschicken) in der schönen neuen Welt schlicht nicht mehr mithalten kann. Der Erwerb eines neuen Handys allerdings kommt Dantes Abstieg zu den neun Kreisen der Hölle gleich, wie Grundorf am eigenen Leib erfahren soll. Hier ist sein Bericht:

Der Fortschritt macht vor nichts und niemandem halt. Also hinein in den Service Point eines großen Mobilfunkanbieters und brav mein Sprüchlein aufgesagt. Ginge es dabei nach mir, dann sähe das Verkaufsgespräch so aus:

„Guten Tag.“

„Guten Tag“

„Ich brauche ein neues Handtelefon“

„Hier habe ich eines. Es ist sehr gut. 50 Euro.“

„Ah, ja. Hier das Geld. Vielen Dank. Wiedersehen.“

„Auf Wiedersehen.“

Aber nach mir geht es natürlich nicht. Also sieht das Verkaufsgespräch so aus:

ich: Guten Tag.

Verkäufer: Guten Tag.

ich: Ich brauche ein neues...

Verkäufer:...ahhhh ja: Natürlich. Lassen Sie mich raten: Sie möchten einen Mobilfunkvertrag abschließen. Da kann ich Ihnen über die volle Vertragslaufzeit von 24 Monaten ein super Angebot machen, sofern Sie Ihre alte Rufnummer behalten wollen.

ich:...ein neues Handtelefon. Bitte?

Verkäufer: Sie sind bereits Kunde bei uns?

ich: Ein Telefon hätte ich gerne.

Verkäufer: Ja natürlich. Gerne. An welches Modell hatten Sie denn da gedacht?

ich: Also ich habe ja seit zwei Jahren einen Mobilfunkvertrag bei Ihnen...

Verkäufer: ...um welchen Tarif geht es denn? *Minutes and more, Service plus, More and plus, Service plus more minutes, Fifty for you, Call and phone, Service plus call, Phone minus minutes...*

ich: Nee, war jetzt nicht dabei.

Verkäufer: (*überlegt, dann widerwillig*) Naja, da bliebe dann ja höchstens noch *easy and more...*

ich: Ja! Genau, das ist er!

Verkäufer: Tja. Nun. Den bieten wir ja schon seit fast zwei Jahren nicht mehr an. Da sind sie bestimmt in den *Freecall plus* Tarif gerutscht.

ich: Vielleicht...

Verkäufer: Da müssten Sie auch eine Email von uns bekommen haben...mit einer neuen PUK.

ich: Mit einer neuen WAS?

Verkäufer: Einer neuen PUK. Das ist Ihre persönliche Kennziffer, mit der Sie im Bonuspaket *Service plus* Extraminuten sammeln können.

ich: Und wenn ich keine PUK habe?

Verkäufer: (*Pause*). Dann fülle ich schon mal einen neuen Vertrag aus.
beginnt auf der Tastatur zu tippen

Haben Sie denn schon einmal in unserem Katalog gestöbert?

ich: (*ertappt*) Wieso?

Verkäufer: (*ungläubig*) Naja, Sie werden sich doch schon ein neues Handy ausgesucht haben.

ich: Ähh, also ich hatte mich ja tendenziell für das Modell K 300i entschieden.

Verkäufer: Das haben wir nicht mehr im Programm

ich: Ach so.

Verkäufer: In welchem Katalog haben Sie denn geschaut?

ich: Hmmm, da war vorne so ein schwarzes Telefon drauf...

Verkäufer: Ah ja. Hmmm. Ja, also: Schwarze Telefone führen wir ja grundsätzlich nicht mehr. Ich könnte Ihnen aber das Modell T 720 anbieten, komplett mit *Bluetooth*, *UMTS* und 512 MB.

ich: 112 MB? Ist das viel?

Verkäufer: 512 MB. Bei Bedarf auf 1 GB erweiterbar.

ich: 1 GB?

Verkäufer: Und natürlich *WAP 3*-fähig, außerdem Flash und polyphone Klingeltöne, wahlweise auch *GPRS* und *GSM* oder nur *GSM*. Und raten Sie mal, welches Speichermedium für die MP3-Fähigkeit genutzt wird?

ich: Das weiß ich nicht.

Verkäufer: (*ermunternd*) Na dann raten sie doch mal!

ich: (*unsicher*) Mit DVD?

Verkäufer: Wie meinen?

ich: (*noch unsicherer*) Mit DVD?

Verkäufer: Nein. (*zunächst irritiert, dann zusammenhanglos*) Das T 720 ist natürlich auch *vipesky*-fähig. Sie können damit elektronische Steuerungsmodule in ihrem Haussystem problemlos von ihrem Handy aus bedienen. Den entsprechenden Decoder gibt es gegen eine einmalige Zahlung von nur 199 Euro im *Freecall plus*-Paket dazu. Über welche Steuerungs-

module verfügen sie?

ich: Äh, meine Eltern haben ein elektrisches Garagentor.

Verkäufer: Prima! Einfach den Decoder unter das Garagendach, über die Programmsteuerung ihr Handy anwählen, und schon geht's los. Und das Tollste kommt noch: Für nur 15 Euro mehr im Monat können Sie sämtliche elektrischen Garagentore in ihrer Homezone steuern. Natürlich ganz bequem von zuhause aus.

ich: Ach was.

Verkäufer: Wie viel telefonieren Sie denn so im Monat?

ich: Unter der Woche eher wenig, dafür am Wochenende etwas mehr. Also insgesamt so mittel. Reichen da 112 MB?

Verkäufer: (*unbeirrt*) 512. Aber sicher. Ich könnte Ihnen da das *Easy Credit* Paket anbieten.

ich: Aha. Und was kann das?

Verkäufer: (*auftrumpfend*) Damit könnten Sie für nur 10 Euro mehr im Monat für 5 Euro weniger ins Festnetz telefonieren.

ich: (*zögerlich*) Aber da zahle ich ja fünf Euro drauf.

Verkäufer: Das ist nicht ganz richtig, denn dafür können Sie ja jeden Sonntag ganztägig über Konferenzschaltung mit bis zu drei Freunden gleichzeitig telefonieren.

ich: Jeden Sonntag? Da müsste ich aber erst mal fragen, ob die da Zeit haben.

Verkäufer: Dann ist das vielleicht doch nicht der richtige Tarif für Sie...wie oft telefonieren Sie den beispielsweise am Wochenende nach Kalkutta?

ich: Gar nicht.

Verkäufer: (*triumphierend*) Aha! Und kennen Sie vielleicht jemanden in Bombay?

ich: Hmmm. (*aufgeregt*) Meine Schwester hat mal aus Bangkok eine Schildkröte mitgebracht!.

Verkäufer: Na sehen Sie, dann läuft es wohl für Sie auf den *Asia Plus*-Tarif hinaus.

ich: *Asia plus*? Kann ich denn dann noch meine Tante in Karlsruhe anrufen?

Verkäufer: gegen Zuzahlung. (*tippt ein*) Also, *Asia Plus* mit *Easy Credit*. Und dazu das T 720 mit 1 GB. Dann noch den *vipesky*-Decoder fürs Garagentor. (*rechnet zusammen*) Das macht dann 329 Euro monatlich.

ich: Ach so. Können wir da preislich nicht noch was machen?

Verkäufer: (*tippt immer noch auf der Tastatur; hält dann aber kurz inne*)

Schön, dass Sie diese Frage stellen. Da habe ich genau das Richtige für Sie! Haben Sie schon einmal darüber nachgedacht, ihren Erstwohnsitz nach Panama zu verlegen?

ich: Panama? Na, Ich weiß nicht so recht, ob sich das für mich lohnt...

Verkäufer: (*misstrauisch*) Haben Sie das denn schon einmal durchgerechnet?

ich: Das nicht, aber...

Verkäufer: (*joyal*) Ich kann das ja mal für Sie ausrechnen. Wo in Panama möchten sie denn wohnen?

ich: Was? Ich...keine Ahnung...ich...

Verkäufer: (*ungeduldig*) Wie ist denn Ihr Geburtsdatum?

ich: (*verdattert*) 10.05.1981

Verkäufer: Sehr gut. Und was machen Ihre Eltern beruflich?

ich: Wozu müssen Sie das denn wissen?

Verkäufer: Das müssen wir alles bei der Anmeldung in Panama mit angeben.

So, dann hätten wir soweit alles. Sie müssen dann nur noch mit Ihrem Handy beim Einwohnermeldeamt Panama anrufen, dort ihre PUK angeben, und schon beginnt die neue Vertragslaufzeit...

ich: Aber ich...

Verkäufer: (*überprüft Bildschirm*) Aha, ein vier-Personen-Appartment, 10 qm, Badezimmer und Küche auf der Etage. Keine Haustiere.

ich: Und eine Garage?

Verkäufer: Vielleicht in der Nachbarschaft...

ich: Und das neue Telefon?

Verkäufer: Ist schon auf dem Weg nach Panama. Sie sollten dann vielleicht jetzt auch schon mal zum Flughafen...

ich: Aha. Ja, dann will ich mal. Muss ich noch irgendwo unterschreiben?

Verkäufer: Nein. Das wird alles abgebucht.

Will altes Handy einpacken

Verkäufer: (*scharf*) Das brauchen Sie nicht mehr.

ich: Wie bitte?

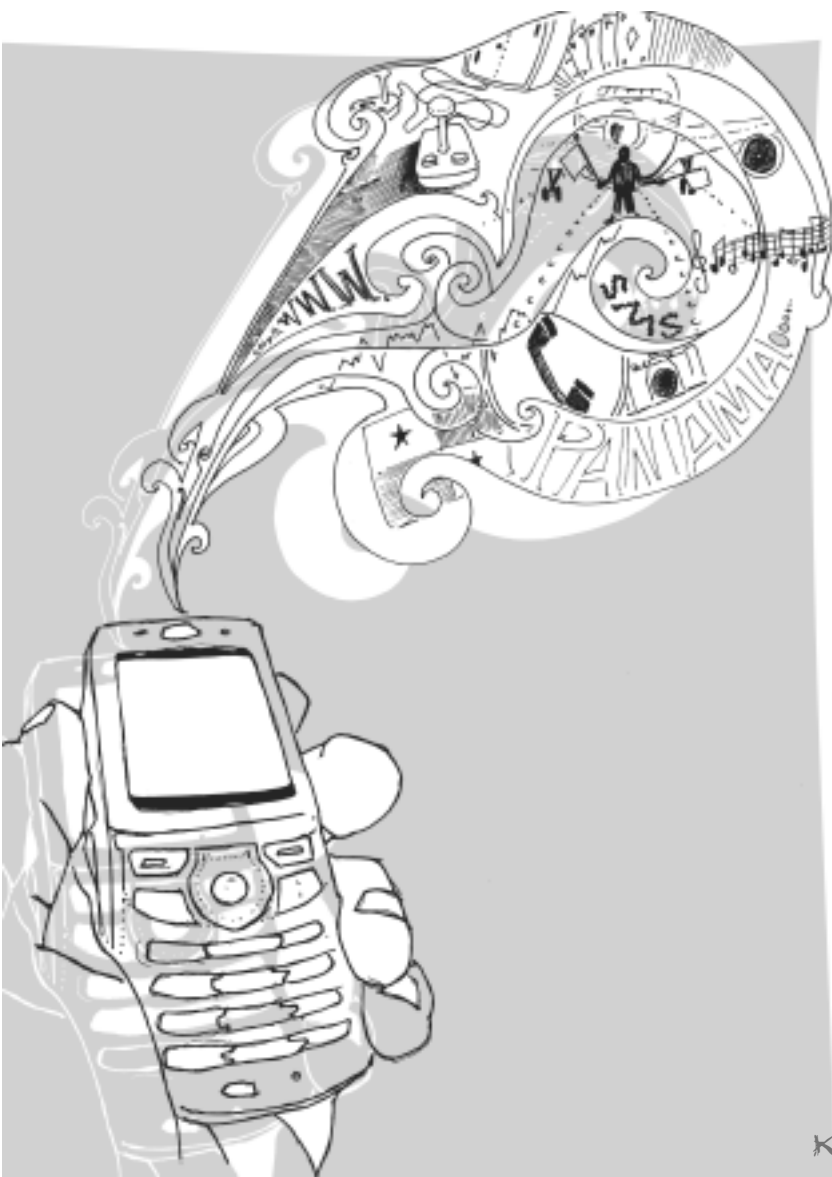
Verkäufer: Das ist alles schon abgeschaltet.

ich: (*resigniert*) Ach so, na dann danke. Und schönen Tag noch.

Verkäufer: Ihnen auch.

Grunddorf ab

Verkäufer: Muss ja keiner wissen, dass der Tarif mit Erstwohnsitz in Papua-Neuguinea noch zehn Euro billiger gekommen wäre...





Kim Jong-Il

von Finn Kirchner

Der Jack Johnson aus Fernost

Nordkorea! Ein Land wie Schäfchenwolken. Wie lachend im Schnee herumtollende Kinder. Ein Land, in dem man keinen Apfel vom Baum essen möchte aus Angst vor Verfolgung. Und all dies gezeugt, gepresst, gestillt und mit harter Hand erzogen von einem einzigen Mann (und seinem Vater): Kim Jong-Il (und seinem Vater).

Globalisierung, Schnelllebigkeit, Technologisierung, Liberalisierung: Scheinbar unabwendbare Probleme der modernen Welt. Doch halt, in Nordfernost macht da einer nicht mit. Warum auch? Never change a winning system. Eben. Hier steht es, Nordkorea, das stolzeste Halbland, seit die Slowakei ein bisschen weniger stolz geworden ist, wie ein Fels in der Brandung. Und auf dem Fels steht einer (mit noch einem), nämlich Kim Jong-Il (mit seinem Vater) und verteidigt den Fels gegen die stärker werdende Brandung mit Zementsockelbau, besser: mit Zementsockelbau und ins Meer hinaus schießbaren Wellenbrechern, von denen ab und an auch mal welche ohne wellenbrechende Eigenschaften grob in Richtung Meer geschossen werden, nur um dem Meer zu zeigen, dass man könnte, wenn man wollte und dass man wird, wenn die Brandung nicht von selbst nachlässt. Eine eben so schöne wie beruhigende Vorstellung.

Dass Kim Jong-Il von seinen engsten Freunden auch schon mal neckisch *Lil' Kim, Jong Fashion* oder *Illness* genannt wird, stört ihn wenig und beweist seinen guten Humor. Aber Gesetz ist Gesetz, und Todesstrafe ist Todesstrafe. Denn nicht nur beim Stromnetzbau und der Trennung von Kirche und Staat, nein auch beim Werteverfall heißt es in Nordkorea: Wehret den Anfängen.

Doch Kim ist sich bei allem Ruhm, der ihm zufließt, immer treu geblieben. Genau wie der kleine Mann auf der Straße es tut, oder eher: wie der kleine Mann auf der Straße es in der Rolle des alleinigen Herrschers über Leben und Tod tun würde, legte Kim Jong-Il sich große Sammlungen an Autos, alkoholhaltigen Getränken und Ehefrauen zu. Typischen Upper-Class-Hobbies wie Tennis, St. Moritz und Gutes tun stand der sympathische Tyrann von Nebenan dagegen immer ablehnend gegenüber.

Ja, einen wie Kim Jong-Il (oder seinen Vater oder beide) hätte jedes Land gerne. Doch es ist noch lange nicht damit getan, einfach den erstbesten vertikal mindersituierten Brillenträger mit Plateauschuhen (oder dessen Vater) zum gottgegebenen Diktator auszurufen. Denn was Kim so einzigartig macht, ist seine ausgesprochen große Besonderheit. Und diese einzigartige Unverwechselbarkeit teilt Kim Jong-Il eben weltweit mit niemandem (außer mit seinem Vater).





geht ins Ausland

von Sven Kosack

Wer träumte nicht schon einmal davon, in die Weiten der Welt aufzubrechen. Wer wollte nicht schon einmal das Blau des Meeres in der Karibik, das Rot des Sonnenunterganges in Nevada oder das Weißblau der griechischen Inseln sehen? Oder zumindest die kotzgrünen Flecken auf den Wänden der Ballermann-Toiletten in El Arenal? Ich jedenfalls ganz bestimmt nicht, denn ich bin der Malpensant und ich hasse das Leben.

Dennoch muss auch ich den Erfordernissen von Studium und Arbeitsmarkt nachgeben und ein Jahr im Ausland einlegen. Vielleicht ist es gar nicht mal so übel, die stupiden Nasen hier in Osnabrück für eine Zeit hinter sich zu lassen und endlich mal ein paar Menschen mit zumindest zweistelligem IQ kennen zu lernen, so überlege ich. Also, nichts wie rein ins AAA, Formular ausgefüllt und ab in den Flieger und.... Feststellen, dass hier der Wunsch der Vater des Gedankens war. Denn schon im Flur des AAA erwartet mich eine Menschenschlange, die jedem Feinkostgeschäft der DDR zur Ehre gereicht hätte. Und nach kurzweiligem zweistündigem Warten kriege ich einen Papierstapel, den ich erst mal auszufüllen habe, bevor es los geht; Studienart, Wunsch-Uni, Motivation, Forschungsvorhaben im Ausland... Ich wusste bisher nicht einmal, dass ich so was wie ein Forschungsvorhaben überhaupt haben kann! Aber hier hilft kein Jammern. Ich fülle die Dreckseiten aus, hefte ein halbes Dutzend Passfotos auf die verschiedenen Seiten und trage den Antrag auf ein Erasmus-Studium inklusive Stipendium zum AAA zurück. Was nun kommt, ist Warten. Lange. Lange warten. Scheiße lange warten. Bis schließlich der erhoffte Brief ins Haus flattert: „Sie sind angenommen, herzlichen Glückwunsch, kaufen sie sich ein Flugticket, mieten sie sich eine Wohnung im Ausland, organisieren sie ihren Umzug, sie kriegen dazu eine Unterstützung von sensationellen 80 Piepen im Monat.“ Voller Dankbarkeit überweise ich 10 Cent auf das Konto der Universität und schreibe in das Betreffsfeld: „Zum Bau eines neuen Kongresszentrums. Behalten Sie den Rest“.

Ein paar entwürdigende Nebenjobs als Fötisch-Eisbär für Bodo Geerds und Maik Möller später jedoch habe ich genug Kohlen zusammen und ziehe zum Erasmus-Studium nach Gent in Belgien. Gent ist ungefähr genauso wie Osnabrück, nur mit Geschichte, Kultur, einem Nachtleben, freundlichen Kommilitonen und erträglichen Pommes. Beschissen aus meiner Sicht der Dinge also.

Überhaupt bietet Belgien jede Rechtfertigung für das Manko, in Deutschland weitestgehend unbekannt zu sein. Das Land ist mindestens ebenso verregnet wie das Osnabrücker Land hoch Grevenbroich, der König ist noch mieser als König Alphons der Viertelvorzwölft von

Lummerland, das Bier enthält mehr Chemie als der Pillenschrank von Jan Ulrich, und die Sprache klingt wie eine üble Halsentzündung.

Das Schlimmste aber ist das Erasmus-Leben an sich. Ständig ist man auf Parties mit Leuten, deren Gesprächsthemen sehr begrenzt sind: „Hi, how are you? Where are you from? Are you also on Erasmus? Do you like it doggystyle? Then why not with me?“ und so weiter und so weiter. Die ganze Rotte der Erasmuser verhält sich so wie eine Horde Teenager im Hormonkoller im Schullandheim. Wer will noch mal, wer hat noch nicht, jeder kann mal ran. Schließlich ist man in der beruhigenden Sicherheit, keinen seiner peinlichen One-Night-Stands je wiedersehen zu müssen.

Und damit man sich auch während der Studienzeit nicht allzu häufig über den Weg läuft, unternimmt jeder ständig irgendwelche „Studienreisen“ zu den zehn peinlichsten Pauschal-touristenzielen des Landes. Atomium, Brügge, Manneke Pis, Oostende, jupheida! Anschließend trifft man sich mit den anderen Erasmusern und stöhnt darüber, daß das Reiseziel gar nicht so schön und fotogen war wegen all der Touristen, die da rundlaufen. Wenn doch nur jeder so gut integriert wäre wie man selbst!

Mir reicht diese selbstreferenzielle Bande. Ich packe meine Siebensachen und reise zurück nach Deutschland. Wo mich der totale Horror erwartet. Die Knallchargen von der *Kommunikaze* haben inzwischen die Gruselausgabe ausgerufen, und während jeder vernünftige Autor dieses Irrenkombinats von Geistern, Zombies oder der Deutschen Bundesbahn gequält wird, wartet auf mich der Mega-Horror: Die Fröhlichkeit hat das Land erobert!

An der Spitze einer Volksbewegung zur Verbreitung der hirnlosen Heiterkeit vollbrachte es Jürgen Klinsmann, der sich als Bundestrainer gegen Tobi Nehren und Darren Grundorf durchgesetzt hatte, das ganze Land in einen Schwarz-Rot-Geilen Taumel zu stürzen. Überall stürzen sich lachende Irre mit hässlichen Hüten und Strunzdumm-Podolski-Trikots in die Biergärten, trinken sich die Hucke bei 35°C Sonnenschein pelzig und singen „Schalala-lala-la-la-la“. Von Niveau oder schlechter Laune nirgends eine Spur. Ich drehe mich um. Hinter mir steht Papa Ratzinger. Auch er lacht. Das Land im Wirtschaftsaufschwung. Die Regierung tanzt oppositionslos im Reichstag. Osnabrück kriegt die BuGa. *Take That* feiert Wiedervereinigung. Und überall lachende Gesichter. Ich fühle mich schrecklich. Die Luft wird mir zu dünn zum Atmen. Dieter Bohlen strahlt. Er hat sich was Hübsches zum Knattern von Mallorca mitgebracht. Ich halte mich taumelnd am Geländer fest. Das Benzin wird billiger! Unter mir die tiefe Grube des Piesberges. Bodo Geerds gewinnt das Nettebad-Wettrutschen! Ich steige mit einem Bein über das Geländer. Das andere folgt. Ich balanciere am Abgrund, spüre die Tiefe. Die intellektuelle Riesenmeldung des Sommers: Pluto kein Planet mehr! Ich springe. Der Wind rauscht mir in den Ohren.....

Oben am Rand der Piesberger Kiesgrube, die 2015 die Bundesgartenschau Osnabrück beheimaten soll (oder vielleicht auch nicht...), dreht sich Eric Idle von Monty Python langsam vom Geländer ab und beginnt, zur Stadt hinunterzuspazieren. Es ist ein schöner Tag. Keine Wolke trübt den Himmel. Eine Schwalbe fliegt vorbei. Da kommt ihm ein Lied in den Kopf. Mehr zu sich selbst als zum Malpensant, den er eben in die Grube hat springen sehen, summt er: „Ooolways look on the bright side of life!“

Willkommen in Dunadingsda!

von Jan Paulin, Darren Grundorf und Jan Kalbhenn

Der Zauber des Reisens besteht darin, in der Fremde zu sein und sich als Fremder unter Fremden zu bewegen. Das ist niemals ohne Risiko, und auf die Polizei ist auch nicht immer Verlass. So kann es schon mal passieren, dass einem beim Heuschrecken-Essen in Bangkok die Geldbörse stibitzt wird, oder man in Venedig von einem kriminellen Gondoliere ins Ungewisse gestakt wird. Die *Kommunikaze*-Redaktion ist jedoch bekannt dafür, dass solcherlei drohendes Unheil die Autoren des Blattes nicht davon abhalten kann, von Zeit zu Zeit ins befreundete Ausland zu fahren und von dort mit aufregenden Leseabenteuern zurückzukehren - sei es nun das Penismuseum in Reykjavik oder die restaurierte Windmühle „Großer Napoleon“ im belgischen Hamme. Für die Redakteure der *Kommunikaze* sind Abstecher zu exklusiven Zielen so einfach wie Kastanien Sammeln im Herbst. Deshalb muss man sich über das Wie und Warum der nun folgenden Geschichte auch kaum den Kopf zerbrechen: Im Juli 2006 landeten die Kollegen Grundorf, Kalbhenn und Paulin jedenfalls im süd-ungarischen Dunaszekcső, um dort einen Dokumentarfilm zum Thema Europa zu drehen. Doch statt Antworten auf ihre Fragen nach der europäischen Identität zu erhalten, sollten die drei unerschrockenen Redakteure, tatkräftig unterstützt von Stine Klapper und Jasmin Elagy, vor allem auf eines treffen: Kommunikationsschwierigkeiten! Schon nach wenigen Tagen drohte die dokumentarische Apokalypse, doch Chefreporter Jan Paulin konnte die Gefahr durch das Pflücken sehr, sehr guter Früchte gerade noch abwenden. Über den kompletten Verlauf der Dreharbeiten und wie es ist, keinen Film über Europa zu machen, möchten die drei Redakteure mit diesem Tagebuch berichten.

22.Juli 2006: Anreise der Equipe Paulin...

Während ich um 5.00 Uhr morgens als Erster vor dem Osnabrücker Bahnhof stehe und mir alle vier Minuten den Schlaf aus den Augen reibe, muss ich an den Brief denken, mit dem Kollege Grundorf gestern noch hin- und herwedelte. Auf die Frage, mit welchem Schnittprogramm in Dunaszekcső gearbeitet werde, hatte man ihm zurückgeschrieben: „Vielen Dank für die Anmeldung! Wir warten auf euch herzlich! Bis gleich!“ Grundorf selbst wird heute irgendwo bei Walsrode auf der Silberhochzeit seiner zukünftigen Schwiegereltern verweilen und schickt uns deshalb als Speerspitze voraus. Während ich darüber nachdenke, wo Walsrode überhaupt liegt, kommen auch Ressortleiter Europarecht Kalbhenn und unsere Regisseurin Jasmin Elagy am Bahnhof an. Auch wir wollen nicht sofort an unseren Bestimmungsort





Pölin und Grundorf skeptisch: Ist das hier wirklich noch Europa?

Dunasekcső, sondern vorher noch die kroatische Hauptstadt Zagreb und einen Tag später das ungarische Pécs besuchen, wo der deutsche Kulturmanager Axel Halling auf uns wartet. Auch von ihm wissen wir noch nicht allzu viel, außer dass er für die Robert Bosch-Stiftung arbeitet und uns in den ersten Tagen etwas unterstützen wird. Etwa acht Stunden später befinde ich mich am Flughafen Zagreb. Kalbhenn ist immer noch ganz aufgeregt, weil er am Fenster sitzen durfte, und ihm während des Fluges von der Stewardess das Cockpit gezeigt wurde. „Da waren ganz viele Tasten und Knöpfe, und der Pilot weiß immer, wo er drücken muss“, sprudelt es aus ihm heraus, während ich ihn zur Gepäckabgabe schleife.

Über Zagreb lässt sich sagen, dass man dort vorzügliche Grillplatten für zwei Personen serviert bekommt, und dass es im Süden der Stadt einen See gibt, an dem man an Wochenenden sehr gut ausgehen kann. Vorausgesetzt, man findet ihn. *Team Kommunikaze* / erkundet auf der Suche nach dem ominösen Gewässer unter Anderem einen kostenpflichtigen Parkplatz, ein totes Bahngleis und eine Baugrube, bevor nach etwa eineinhalb Stunden eine etwas zu groß geratene Strandhütte in Sicht kommt, aus der kroatischer Balkantechno tönt, und die für Osnabrücker wohl am ehesten mit dem *Pupasch* vergleichbar ist. Redakteur Popmusik und Jugendkultur Kalle Kalbhenn schaut sich in der Menge um und beugt sich dann enttäuscht zu mir herüber: „Hier, ääh... Hotel?“ Eine Bierlänge später sind wir auf dem Rückweg in Richtung Jugendherberge.

Die ungarische Universitätsstadt Pécs hält am nächsten Tag folgendes für uns bereit: eine vorzügliche Grillplatte für zwei Personen, den Kulturmanager Axel Halling und ein kurzes, aber dennoch höchst interessantes Sightseeing-Programm. Wir bestaunen Kirchen, die früher Moscheen waren, Moscheen, die irgendwann zu Kirchen umgebaut wurden und viele tolle Kuppeln aus der Türkenzeit. Nicht umsonst ist Pécs die Kulturhauptstadt Europas im Jahre 2010, gemeinsam mit Essen im Ruhrpott. Doch viel Zeit für Kurzweil bleibt uns nicht, schließlich muss uns Axel Halling noch nach Dunasekcső fahren. In dem 1600 Einwohner starken Dorf werden wir für die erste Nacht zunächst in einer Art Turnhalle untergebracht in deren Nebengebäude sich auch ein Kinosaal befindet. Dort soll in einer Woche unser Dokumentarfilm über Europa laufen. Doch der muss erst noch gedreht werden, und meine Aufgabe dabei wird es sein, als Moderator vor der Kamera mit den Dorfbewohnern über ihr Verhältnis zur Europäischen Gemeinschaft zu sprechen. Ich muss sagen, dass ich etwas aufgeregt bin, wenn morgen die Dreharbeiten beginnen, aber ich werde das schon schaffen, und wir sind ja auch gut vorbereitet...



Pölin aufgeregt: Ob der Film wohl klappt, was er verspricht???

Fortsetzung folgt...



ENDE



Ein Wiedersehen

von Marco Meng

Dein Schatten dort an öden Hausfassaden
 Schien lieblicher als aller Frühlingswind:
 Die Stadt, die Welt, ein alter Trödeladen,
 Ist voller Wege, die vergebens sind.

Das Land in meinem Innern ist verlassen,
 Sucht deinen Atem, der unsterblich macht.
 Doch Regen gurgelt trostlos durch die Gassen:
 Nichts blieb zurück von jener Maiennacht.

Nun lass mich nur auf halbem Weg verharren,
 Den bleichen Schatten dort noch einmal sehn;
 So tanzt die Welt und spielt das Lied der Narren,
 Und alles war, als wär es nie geschehn.

Die Sehnsucht will mein Dasein schier ersticken
 Mit jenem Wunsch, dich endlich doch zu ficken.

DIE LETZTE SEITE

Was Leute sagen (Folge I):



„C3, C4, C5, C6 – alles total kaputt, und hinten ein Stück Wurst!“

Berühmt werden wir schon noch, und wenn es mit Gewalt ist! Das dachte sich auch **Kollege Nehren**, der im nächtlichen Osnabrück allen Ernstes Thomas Gottschalk über den Weg lief. Kurzerhand drückte der *Kommunikaze*-Ressortleiter Sport der verdutzten Showgröße einen halben Jahrgang *Kommunikaze* in die Hand und machte artig Konversation

Seitdem haben die letzten Ausgaben unserer Postille zweifelsohne einen Ehrenplatz auf der Gästetoilette von Gottschalks Villa in Kalifornien gefunden. Glauben wir zumindest...

Erfreuliches auch zum Thema Preisausschreiben: Immerhin schon drei Teilnehmer fand unser Preisrätsel zur Bundesgartenschau. Das ist nicht nur eine Steigerung um 200%, **Sebastian Bracke**, **Sassan Goliagha** und **Frederik Vogel** machten sich mit biologischem Knowhow auch alle gleichermaßen um eine Prämierung verdient. Wir lassen uns also was einfallen und ernennen die drei neben **Veit Larmann** schon mal zu unseren möglicherweise einzigen Lesern zwei bis vier.

Und dann geht noch ein lieber Gruß an den **Kollegen und Feuilletonchefredakteur Grundorf**, der Anfang Oktober Osnabrück studienbedingt den Rücken kehrt. Mit in seine neue Heimat Hamburg nimmt er freilich nicht nur unsere guten Wünsche, sondern auch die Hausaufgabe, uns auch den dortigen Studierenden näher zu bringen. Weltherrschaft, wir kommen!

Kommunikaze 21 erscheint Mitte Dezember 2006
Redaktions- und Anzeigenschluss: 10.11.2006

IMPRESSUM

Kommunikaze

Zeitschrift für facts & fiction

REDAKTION:

Jan Paulin (ViSdP)
Darren Grundorf
Stefan Berendes
Anna Groß
Michael Weiner
Sven Kosack
Esther Ademmer
Jan Kalbhenn
Volker Arnke
Tobias Nehren

GASTAUTOREN:

Steffen Elbing
Marco Meng
Finn Kirchner

FINANZEN:

Jan Paulin

LAYOUT/SATZ/GRAFIK:

Stefan Berendes

FOTOGRAFIE:

www.photocase.com

ILLUSTRATIONEN:

Christian Reinken

DRUCK:

Druckerei Klein, Osnabrück
Tel. 0541/596956

AUFLAGE:

600 Exemplare

REDAKTIONSANSCHRIFT:

c/o AStA Der Universität OS
Alte Münze 12
49074 Osnabrück

info@kommunikaze.org
www.kommunikaze.org

Die mit Namen gekennzeichneten Beiträge geben nicht zwingend die Meinung der gesamten Redaktion wieder. Für den Fall, dass in diesem Heft unzutreffende Informationen publiziert werden, kommt Haftung nur bei grober Fahrlässigkeit in Betracht.

Deutsche Bank Osnabrück:

Sorgenfrei zum Diplom

Angehende Akademiker machen sich kaum Gedanken über die Finanzierung ihres Studiums

Ein Job ist für das Gros der Studierenden die häufigste Einnahmequelle. So sind 68 Prozent aller Befragten neben dem Studium zumindest in Teilzeit berufstätig. Knapp dahinter kommt die finanzielle Unterstützung durch die Eltern (67 Prozent). Zudem wohnt noch jeder vierte Studierende mietfrei bei den Eltern. Das ergab eine aktuelle Studie von Deutsche Bank AG und dem F.A.Z.-Institut, die kostenlos unter www.deutschebank.de/studenten zum download bereit steht.

Die dadurch entstehende Abhängigkeit vom Elternhaus wird aber von vielen Studenten als unangenehm empfunden. 43 Prozent befürchten zudem, längerfristig auf diese Art der Unterstützung angewiesen zu sein. Trotz aller Befürchtungen gehen vier von fünf der angehenden Akademiker davon aus, dass ihre Geldquellen bis zum Ende der Hochschulzeit ausreichen. Vielleicht ist das ein Grund dafür, dass nur 18 Prozent einen Finanzplan für ihre Hochschulausbildung und den Berufseinstieg aufgestellt haben.

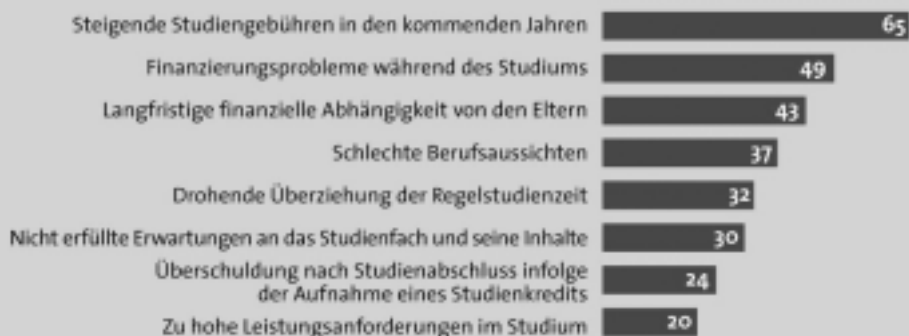
Insbesondere die jüngeren Semester nehmen die Studien- und Karrierefinanzierung auf die leichte Schulter. 37 Prozent der Studenten unter 25 Jahren haben sich mit diesem Thema noch nicht auseinandergesetzt. Bei den über 25-Jährigen sind es 30 Prozent. Sie fassen zudem häufiger Studienkredite ins Auge. Fast jeder zehnte Befragte dieser Altersgruppe hat sich schon bei einem Finanzdienstleister nach entsprechenden Krediten erkundigt. Bei den Jüngeren ist es lediglich ein Prozent.

Die Untersuchung

In einer aktuellen Studie befragten die Deutsche Bank AG und das F.A.Z.-Institut 1000 Studierende an deutschen Hochschulen über ihre Studien- und Karriereplanungen. Seit dem vergangenen Wintersemester 2005/2006 bietet die Deutsche Bank zudem spezielle Finanzierungsangebote für Studierende an.

Höhere Gebühren gefährden Studienabschluss

(besonders große Probleme während des Studiums; in % aller befragten Studierenden¹⁾)



1) Mehrfachnennungen möglich.

